

Dankesrede (Anke Buettner)

Verleihung der Karl-Preusker-Medaille an Anke Buettner

Sehr geehrter Robert Zepf, sehr geehrte Karl-Preusker-Jury,
sehr geehrte BID-Vertreter*innen, liebe Barbara, liebe Frauke,
liebe Jelena Kuljić, liebe Gäst*innen, Freund*innen, Kolleg*innen und liebe Söhne nah und fern,

herzlichen Dank für diese Auszeichnung, für diese sehr freundlichen Worte und für eure Gesellschaft heute, herzlichen Dank für den Gesang, für die Vorbereitung dieses Festes und herzlichen Dank für die Gastfreundschaft der Münchner Kammerspiele.

Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, dass diese besondere Medaille einmal mir verliehen werden könnte. Die Tatsache ist mir eine große Freude und ein Ansporn zugleich. Ich hätte sie aber kaum erhalten, wenn nicht Arne Ackermann, Peter Becker, Sabine Hahn und Corinna Westphal, Thomas Schütte und die Archivkolleg*innen, Christine Hannig und die Bibliothekskolleg*innen, Sylvia Schütz, Tanja Praske und Lisa Förster, Rebecca Faber und die Veranstaltungskolleg*innen sowie Sylvi Schlichter und Jonas Menzel und alle Verwaltungskolleg*innen mir so vertraut hätten.

Meinen Dank möchte ich gerne mit einem Auszug aus Inger Christensens Langgedicht „det/das“ von 1969 beginnen, die Übersetzung aus dem Dänischen stammt von Hanns Grössel:

**So steinig kann eine gesellschaft sein
Daß alles ein einziger block ist
Und so knochig die einwohnermasse
Daß das leben erstarrt im schock ist**

**Und das herz ist gänzlich im schatten
Und das herz hat fast aufgehört
Bis einer beginnt eine stadt zu baun
Die ist wie ein körper so weich¹**

Natürlich muss man von der Stadt sprechen, wenn es um öffentliche Bibliotheken geht. Keine Stadt ohne Gesellschaft. Keine Gesellschaft ohne Realitäten, in denen sie sich entfaltet, an denen sie sich reibt, an denen sie verzweifelt, an denen sie – wächst.

Auch wenn uns die „**einwohnermasse**“ gerade im Moment „**steinig und knochig**“ und das „**leben erstarrt im schock**“ scheint, gibt es immer Städtebauer*innen, die Steine einsammeln und gegen den Schock anarbeiten. Es gibt Menschen, die sich von den offenen Räumen der Stadt angezogen fühlen und sie mit Leben füllen. Es sind diejenigen, die sich um die Nachbarschaften kümmern und Oasen pflegen. Es sind diejenigen, die die anderen sehen und sie auch hören wollen. In München und speziell in Bayern sind es diejenigen, die keine Superlative schreien, die nicht die Größten und Meisten und die Besten sein müssen. Es sind diejenigen, die „**Städte baun wie einen Körper so weich**“.

Zu diesen vielen Enthusiast*innen gehören zum Beispiel die Erfinder*innen der Spielstadt Mini-München und des Kinder- und Jugendforums im Rathaus genauso wie der kreative

¹ Inger Christensen, *det/das*. A. d. Dänischen v. Hanns Grössel. Kleinheinrich Verlag, Münster, 2002. S. 195.

Schwarm des Tam-Tam-Kollektivs, das nun ausgehend von der Ausstellung „Pop Punk Politik“ seit über einem Jahr in der Monacensia andockt und sich mit dem literarischen Gedächtnis der Stadt verbindet. Zu diesen vielen Enthusiast*innen gehören auch meine Monacensia-Kolleg*innen, die an der „weichen Stadt baun“ und dabei die Säulen des Literaturkanons elegant in ein offen gedachtes Stadtbild integrieren.

Der „Zeit“-Redakteur und Architekturkritiker Hanno Rauterberg fand vor gut zehn Jahren in seinem Buch „Wir sind die Stadt!“ hymnische Worte für diese, wie er es damals nannte, **„wachsende Lust am Offenen und Öffentlichen“**. Rauterberg freute sich über **„ein kollektives Selbst, ein Wir, das nach städtischen Räumen verlangt“**. Er sah, dass Menschen **„den Ohnmachtsgefühlen angesichts weltumspannender Kapitalinteressen [begegnen], indem sich Gleichgesinnte zusammentun und im Lokalen Antworten auf globale Probleme suchen“**.²

Er stellte außerdem optimistisch fest: **„In der Stadt, so scheint es, lässt sich die Zukunft noch gewinnen.“**³ Unbeirrt durch die vielen **„verschatteten Herzen“**, die seit einigen Jahren mit Verschwörungstheorien und Hassparolen die öffentlichen Räume für sich beanspruchen, lasse ich mich als überzeugte Städterin noch immer von diesem Zukunftsoptimismus anstecken. Ja, ich glaube wirklich, vor allem in der Stadt lässt sich die Zukunft gewinnen.

Ich möchte mit Ihnen jetzt über eine offene, eine weiche Stadt als reale Utopie für beide – für die Gleichgesinnten und die Nicht-Gleichgesinnten – nachdenken. Außerdem über die öffentliche Bibliothek als ihre ideale Institution als Labor der Stadt.

Mit Bibliotheken verbinden viele Menschen besondere Stimmungen und besondere Lebensmomente und – ja – natürlich auch: Bücher. Wir, die wir für Bibliotheken arbeiten, denken darüber hinaus an gut gestaltete Räume, an zentrale Lagen, an funktionierende Netzwerke und fruchtbare Kooperationen, die helfen, die Stadt zu einem besseren Ort für alle Menschen zu machen. Wir denken an Gerechtigkeit, wir denken an eine vielfältige Gesellschaft. Wir denken an unsere Kolleg*innen als eine Art Kultur-, Care- und Awareness-Team. Wir schätzen sie als aufmerksame Wegbegleiter*innen, die ihre Besucher*innen oft schon als Kinder kennen, sie später als Jugendliche besser ertragen, als es deren Eltern gelingt, und die – anders als einige Lehrer*innen – in den guten Kindheitserinnerungen der späteren Erwachsenen oft einen festen Platz einnehmen. Warum ist das so?

Die öffentliche Bibliothek ist eine Fundgrube für unmittelbare Erfahrungen. Was mit uns Menschen passiert, wenn uns die unmittelbare Begegnung mit anderen Menschen fehlt, erleben wir seit Corona.

Öffentliche Bibliotheken ermöglichen zudem den unerhörten Luxus, sich in der Zeit zu verlieren. An die Stelle des permanenten Getriebenseins tritt das Gefühl einer gedehnten Gegenwart jenseits von Effizienzerwartungen.

In Bibliotheken gibt es wenig Zugangsbarrieren und wenig Hierarchien. Der Platz am Fenster kostet genauso viel wie der Platz im Forum, nämlich nichts. Deshalb gelingt es der Bibliothek als Institution seit vielen Jahren, soziale Lebenszusammenhänge zu stiften und in öffentlichen Räumen zu pflegen.

² Vgl. Hanno Rauterberg, *Wir sind die Stadt! Urbanes Leben in der Digitalmoderne*. Suhrkamp Verlag, Berlin, 4. Aufl. 2016. S. 9ff.

³ Ebd., S. 12.

Für den niederländischen Bibliotheksaktivisten und Mitbegründer des Kollektivs „Ministry of Imagination“ Rob Bruijnzeels sind Bibliotheken Orte, an denen Menschen selbst etwas Nachhaltiges schaffen können – für sich und andere. Sie teilen ihr Wissen und ihre Kreativität. So kommentieren sie automatisch den Zustand ihrer Nachbarschaft, die Themen der Stadt, die immer auch ein Spiegel der Welt sind. Sie stellen dadurch ihre Wahrnehmung der Gegenwart zur Diskussion und arbeiten am kollektiven Gedächtnis mit. Bibliotheken sind damit das Gegenteil des kleinsten gemeinsamen Nenners. Sie akzeptieren Widersprüche und helfen, Konflikte in einer immer komplexer werdenden Welt auszuhalten.

Rob Bruijnzeels ist seit der Tagung „Public! Debatten über Bibliotheken und urbane Öffentlichkeit“ ein Vorbild für mich. Seine Herangehensweise hat mein Denken fast genauso stark verändert wie die Zusammenarbeit mit den Enthusiast*innen des freien Wissens, mit den Kolleg*innen und Ehrenamtlichen der Wikipedia-Community. Die Monacensia ist nicht zuletzt dank ihrer beider Impulse ein Ort des gemeinsamen Forschens, der gemeinsamen Wissens- und Kunstproduktion, ein Ort der Künstler*innen, ein Ort der (literarischen) Nachbarschaften geworden, was bei der neuen Dauerausstellung „Maria Theresia 23 – Biografie einer Villa“ ab Mitte 2024 spürbar werden wird.

An dieser Stelle möchte ich den Lobpreis der Bibliotheken unterbrechen. Gerade Bibliotheken werden in Diktaturen oft zum verlängerten Arm der Regime. Sie verwehren Menschen Zutritt, sie sondern Bücher aus, sie beschaffen Medien, die den richtigen Geist formen, sie bieten Demagog*innen Bildhintergründe für ihre vermeintlichen Wohltaten. Es ist nicht lange her, dass wir Bilder von Nazi-Funktionären und Kindern in mit Hakenkreuzflaggen geschmückten Münchner Stadtbibliotheken in Händen hielten.

Diesem Aspekt der Bibliotheken müssen wir uns stellen. Diese abstoßende Phasen unserer Geschichte müssen wir kennen und benennen, um ernsthaft und glaubwürdig als demokratische Institutionen handeln zu können. Unsere Erkenntnisse zu den bislang für die Monacensia unerforschten Jahren 1933 bis 1945 und ihren Spuren bis in die weitere Nachkriegszeit werden wir im Rahmen der neuen Dauerausstellung aufbereiten. Und gleichwohl: In der Stadt und mit der Bibliothek als ihrem Labor lässt sich die Zukunft gewinnen, bei dieser Aussage möchte ich bleiben. Das Urbane besteht aus Unverständlichem und Überraschendem, aus Gutem und Schlechtem. Die Bibliothek enthält wie die Stadt, die sie widerspiegelt, diese verdichtete Unterschiedlichkeit. Dank der Städtebauer*innen bleiben Städte in Veränderung und können eine Rettung sein.

Viele von Ihnen kennen das Bild der Bibliothek als Wohnzimmer. „Sind Bibliotheken eher Straßen als Wohnzimmer?“, fragte Sonja Beek bei „Public!“. Als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen wählte die Stadtplanerin den **Schwarzplan** von Giambattista Nolli aus dem Jahr 1748. Nolli blendete Planelemente wie Straßennamen, Vegetation oder Wasserflächen aus und betonte so die Unterscheidung zwischen bebauten und unbebauten Flächen. Kirchen stellte er als weiße Flächen und öffentliche Räume dar. Er setzte sie mit Straßen gleich. Sonja Beek verglich nun Kirche und Stadtbibliothek in ihrer Funktion und formulierte die These, dass die Bibliothek weniger als Wohnzimmer denn als Straße gesehen werden könne. Als ein öffentliches Gebäude, das sich elastisch mit der Umgebung verbinden und der Bevölkerung als positiver Ort der „vibrierenden Stille“ dienen könne. Wenn ich mich recht erinnere, ging es Sonja Beek darum, die Bibliothek als einladenden Ort zu zeichnen, als konzentriertes Gegenbild zu Bürofassaden, Shoppingmalls, anderen Nicht-Orten und Inszenierungen von Konsum und Wohlstand, aber auch zum privaten Rückzug ins familiäre Wohnzimmer.

Der Stadtplaner Jan Gehl war nicht bei „Public!“, hätte aber auch sehr gut gepasst. Er beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der menschengerechten Gestaltung der lebenswerten

Stadt. Als sein literarisches Leitmotiv zitiert der populäre Däne die Edda: „**Der Mensch ist des Menschen größte Freude**“, und in seiner philanthropischen Arbeit nimmt er das „**Unter die Leute gehen**“ als buchstäbliche Chance zur direkten Begegnung.⁴ Das ist, glaube ich, auch das Erfolgsrezept von Matthias Stadler. Er ist der Freigeist der Cafébar Mona und Teil des erwähnten Tam-Tam-Kollektivs.

Bibliotheken laden alle Menschen ein. Doch Begegnungsräume für alle anzubieten, bedeutet nicht automatisch, dass sich alle willkommen fühlen. Der Soziologe Erol Yildiz zeigt in seinem Aufsatz „Stadt, Migration und Vielfalt. Vom hegemonialen Diskurs zur alltäglichen Praxis“ die dualistische und lang anhaltende Trennung zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“ auf. Wie Sonja Beeck wendet er sich der Straße als öffentlichen Ort zu. Für ihn ist sie der Ort, an dem klassifizierende Zuschreibungen aufgebrochen und von außen immer wieder neu zur Diskussion gestellt werden.⁵

Aus Sicht der Monacensia stelle ich mir die Frage: Was macht uns einladend? Was lässt uns die Offenheit der Straße gewinnen? Dazu ein Zitat aus einem aktuellen Post von Dinçer Gücyeter:

„ich gehöre zu den gebrannten kindern der ersten gastarbeitergeneration. ich habe es erlebt, wie die politik meine milieus ignoriert, die empfindungen/wünsche übergangen hat. aus diesem grund mussten viele aus meiner generation in ihrer fremde leben, fühlten sich ausgegrenzt“

Was der Lyriker, Romanautor und Verleger über Politik sagt, gilt auch für Kultur und deren Institutionen. Die Sammlungspraxis in Literaturarchiven und Museen ist weit davon entfernt, die Ignoranz gegenüber den genannten Milieus zu überwinden. In der Regel ist es ihnen, ist es uns noch nicht einmal gelungen, die Lücken in voller Dimension zu erfassen, die das systematische Übersehen von Frauen, queeren oder armen Menschen in den vergangenen Jahrhunderten im kollektiven Gedächtnis hinterlassen hat. Rein zeitlich sind wir beim Aufarbeiten der Versäumnisse noch Lichtjahre von den Gedächtnisspuren der Migrant*innen und Gastarbeiter*innen entfernt.

Allein die Lücken zu rekonstruieren, die die Nationalsozialist*innen durch die akribische Vernichtung der Werke und schriftlichen Quellen von Jüd*innen und Regimegegner*innen rissen, die sie dann selbst später ermordeten, stellt uns vor immense Herausforderungen. Ohne uns jedoch diesen zu stellen, pflegen wir völlig unbeirrt eine einseitige, zutiefst ungerechte und entwürdigende Erinnerungs- und Gedenkpraxis weiter. Wir dürfen als Kulturinstitutionen nicht von uns behaupten, dass Gleichberechtigung und gelebte und anerkannte Vielfalt für uns zentrale Werte sind, wenn wir gleichzeitig marginalisierten Gruppen weiterhin den Zugang zu unserem kollektiven Gedächtnis verwehren und ihre Geschichten als die der anderen herabsetzen.

Vor diesem Hintergrund sind das Monacensia-Forschungsprojekt #FemaleHeritage und der Fokus auf die #ErinnerungskulturDerVielen entstanden. Es ist ein erster Anfang – und er kann durch solidarische Forschung im Kollektiv gelingen. Ich schlage daher vor, öffentliche Bibliotheken und Häuser wie die Monacensia nicht nur mit Straßen zu vergleichen, sondern

⁴ Vgl. Jan Gehl, *Städte für Menschen*. Jovis Verlag. Berlin, 2. Aufl. 2015. S. 39.

⁵ Erol Yildiz, „Stadt, Migration, Vielheit. Vom hegemonialen Diskurs zur Alltagspraxis“. In: Jürgen Krusche (Hg.): *Die ambivalente Stadt. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums*. Jovis Verlag. Berlin, 2017. S. 62–77.

auch mit weißen Flächen, die wir gemeinsam gestalten, um Demokratie zu leben und zu erforschen, was in unserem kollektiven Gedächtnis der Vielfalt fehlt.

Zum Schluss zu einer anderen Solidarität. Schwierige Lebenssituationen kennen alle. Zu nah sollen sie uns lieber nicht kommen. Weder die Situationen noch die Leidtragenden. Im Alltag erfahren Menschen in Bedrängnis wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung. In den öffentlichen Bibliotheken mindern Not, Einsamkeit oder Krankheit das Ansehen der Menschen nicht. Allein die Möglichkeit, unter Menschen zu sein, einen Raum mit anderen zu teilen, sich darin einen Platz auszusuchen und dort ungestört Stunden zu verweilen, gibt gerade jenen Menschen Würde, deren Fundament im Alltag, aus welchen Gründen auch immer, ins Wanken geraten ist. In dieser Selbstverständlichkeit unterscheidet sich die öffentliche Bibliothek grundlegend von anderen Kultur- und Bildungseinrichtungen. In ihrer Elastizität ist sie meines Erachtens die spannendste Institution der Gegenwart. Die öffentliche Bibliothek entstand, und dafür steht auch Karl Preusker, aus einem emanzipatorischen Gedanken heraus. Sie kann deshalb ein Vorbild für die Sammlungen, Bibliotheken, Archive und Museen sein, die immer noch vergangene Deutungsmacht demonstrieren und repräsentieren. Auch aus diesem Grund ist die öffentliche Bibliothek ein Teil der weichen Stadt. Sie kann der Gesellschaft in der Praxis zeigen, dass sie „kein einziger Block“ ist. Sie kann gesellschaftliche Solidarität als widerständige Praxis **„gegen die brutale Härte einer Gesellschaft ohne Wir“** in die Tat umsetzen.

Der Begriff „Gesellschaft ohne Wir“ stammt von Asal Dardan, einer geschätzten Autorin und Rednerin, die bei der ersten Münchner „Erika Mann Lecture“ am 10. Mai 2023 über die Aktualität von Erika Manns Schreiben und Wirken gesprochen hat. Asal Dardan kam unter anderem zu folgendem Schluss:

„Die Rettung einer Gesellschaft liegt in den Menschen, die sich entscheiden, den Kontinuitäten der Gewalt etwas entgegenzusetzen. Das ist keine Frage des Gutseins oder des Heldentums, sondern eine immer wieder gefällte Entscheidung – im Großen und im Kleinen.“⁶

Die öffentliche Bibliothek, als reale Utopie gedacht, kann den Kontinuitäten der Gewalt Solidarität entgegensetzen. Ich freue mich für die Monacensia, dass sich nun dauerhaft eine Kulturvermittlerin gemeinsam mit Kolleg*innen und Partner*innen für eine „Gesellschaft des Wir“ einsetzen wird. Die Quellen des literarischen Gedächtnisses Münchens und im Besonderen das Archiv Salamander werden die Grundlage sein für – auch hier zitiere ich Asal Dardan – **„die solidarische Suche nach den anderen, nach ihren Wirklichkeiten“⁷**.

Ich finde, darin liegt die Gewissheit, die wir für eine weiche Stadt brauchen.

Vielen Dank!

⁶ Asal Dardan, *Vor dem Dunkel, ausgerechnet Wir*. Erika Mann Lecture, Ludwig-Maximilians-Universität, 10. Mai 2023, erika-mann-lecture.de/lecture-2023. Letzter Zugriff: 10.12.2023.

⁷ Ebd.